



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Balchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



Der Maler fragte sich hinter dem Ohr.

Eine verteuflerte Geschichte! sagte er. Meine Rätke ist ein sehr vernünftiges Weibchen. Du kennst sie ja. Sie macht selten Spuk, wenn ich zu nachtschlafender Zeit erst in der heimischen Behausung eintehre — aber — wenn ich da noch ein Mädchen mitbrächte — es geht nicht, bester Frank. Sieh zu, daß du das unschuldige Wurm mit guter Manier wieder auf die Gasse setzest.

Du bist ein hölzerner Tropf! flüsterte Eduard erzürnt. Ich wollte dir den Gefallen thun, dich dem Baron Jugenthal zu empfehlen, der noch einige Stillleben in seinen Eßsaal haben will, aber einen so wenig genialen Menschen kann ich unmöglich empfehlen.

Mein guter Frank, entgegnete der Maler kopfschüttelnd, du und ich, wir ziehen uns beide eine kleine Million Verdrießlichkeiten auf den Hals, wenn wir das thun. Ich gebe dir die Versicherung, daß ich lieber eine von den Kisten mit den ingeniosen kleinen Uhrwerken, wie die Fenier sie in englische Kriegsschiffe einzuschmuggeln lieben, in meine Wohnung nehmen will, als ein unschuldiges, schönes, fremdes Mädchen, von dem niemand sagen kann, woher es kommt, noch wohin es geht. — Bezahlt denn dein Baron anständig?

Höchst nobel! rief Eduard. Er will Rebhühner, Rehe, Melonen, Weintrauben und Rheinwein in seinen Stillleben haben. Das ist ganz dein Fall. Keiner versteht sich wie du auf den gelben Glanz in hohen Römern. Komm mit, wir wollen das Mädchen holen.

Na meinetwegen, brummte der Maler, der Mensch muß zuweilen auch einmal eine Dummheit begehen, sonst wird er vor der Zeit alt.

Nachdem der Entschluß aber gefaßt worden war und sich beide Herren auf den Weg gemacht hatten, besonders aber nachdem der Maler die Fremde selbst

gesehen hatte, welche auch auf ihn den Eindruck ungewöhnlicher Schönheit und Grazie, sowie der reinsten Unschuld machte, entwickelte sich zu Eduards Freude der weitere Fortgang der Sache mit ziemlicher Leichtigkeit. In des Malers Wohnung stand ein Zimmer seit einigen Tagen leer, in welchem ein Pensionär beherbergt worden war. Dieses Gemach erhielt das Mädchen, ohne daß es sich als nötig erwies, noch irgend jemand sonst in der Nachtruhe zu stören.

Aber morgen in der Frühe erwarte ich dich als Zeugen meiner Integrität, sagte der Maler eindringlich zu Eduard, als sich die Thüre hinter der Fremden geschlossen hatte und er sich zur Heimkehr anschickte.

Gewiß, versetzte er, und er hielt Wort.

Der Gedanke an das Mädchen störte seine Nachtruhe. Nun, als sie wieder fort war, trat die Erinnerung ihrer Ähnlichkeit mit Sylvia, woran er in ihrer Gegenwart kaum gedacht, lebhaft vor seine Seele.

Sonderbar, sagte er sich. Ihr Wesen ist dem Sylvias durchaus unähnlich. Sie ist ganz Weib, so weich und lieblich, während Sylvia eine gewisse männliche Entschiedenheit und Strenge hat. Die Ähnlichkeit muß eine rein körperliche sein, wenn sie überhaupt vorhanden ist und meine Liebe zu Sylvia nicht etwa andre Gesichtszüge täuschend mit ihren Zügen bekleidet. Jedenfalls ist dieser Fremden Psyche stark genug, um ihr Aussehen noch zu überstrahlen, denn als sie mir gegenüber saß, habe ich nicht an Sylvias Gesicht gedacht.

Er ging, so früh er es nur für passend hielt, zu dem Freunde. Zu seiner Überraschung fand er im Atelier des Malers, nachdem er nicht ohne Schüchternheit und in Besorgnis vor der Unzufriedenheit der Hausfrau in dessen Wohnung eingetreten war, eine Gruppe vereinigt, welche lächelnde Gesichter zeigte.

Vor der Staffelei saß Freund Lehmann bei der Arbeit, ihm diente als Modell das fremde Mädchen, und auch Frau Lehmann selbst war gegenwärtig.

Als er nach einigen Worten der Begrüßung und der Erklärung, denen die Dame schalkhaft drohend zuhörte, an die Staffelei trat und zu dem Mädchen hinüberblickte, welches er in seinen Schutz genommen hatte, ward er tief betroffen von dem Reiz dieses Antlitzes, dessen Farben nun bei Tageslicht in noch schönerem Schmelz erschienen als den Abend vorher. Das Bild, welches er sich von ihr gemacht hatte, erblaßte vor der Wirklichkeit. Ein holdes Rot und ein flehender Blick, auf ihn gerichtet, schienen um Vergebung zu bitten, daß sie etwas gethan habe, ohne ihn vorher zu fragen und sprachen zugleich eine Dankbarkeit aus, welche Eduard zu Herzen ging.

Sie war in ihrem bescheidenen Anzuge vom vorigen Abend, ohne irgend eine Draperie, welche künstlerischen Zwecken hätte dienen können, ihr aschfarbenes Haar in der einfachsten Weise geflochten und um den schön getragenen Kopf geordnet, aber so, mit nichts geschmückt als den Gaben der Natur, schien sie das gewählteste Vorbild für die Darstellung eines Gretchens zu sein.

Nicht wahr, das nennst du einen Mann, der auf seinen Vorteil bedacht ist! sagte der Maler mit triumphirendem Blick, indem er mit diesen Worten den Freund aus stillem Entzücken aufstörte.

In der That, entgegnete Eduard, es scheint, ich mache dein Glück, ich und die Liebenswürdigkeit des Fräuleins.

Ich wette, es wird Reißens um den Kopf sein, noch nie ist mir ein solcher Stoff unter den Pinsel gekommen, sagte der Maler.

Eduard stand in Befangenheit da und folgte bald der Hand des Malers, bald den Linien des Kopfes selbst, der sich auf der Leinwand wiedergeben sollte. Er konnte kein Wort finden, um die Unterhaltung in gewöhnlichem Tone weiterzuführen, so sehr schien ihm die Begebenheit außerhalb des Laufes der Dinge liegen, und so voll war seine Seele von Betrachtungen, die er sich scheute zu äußern. Er nahm deshalb mit Befriedigung einen Wink der Frau auf und folgte ihr in ein andres Zimmer.

Sie war dem schönen Gast bereits näher getreten und konnte Eduard mehr über diesen mitteilen, als er ihr. Frau Lehmann war aus armer Familie und hatte Sympathie mit den Leiden der Geringen. Auch hatte sie Verstand und war nicht prüde.

Die Fremde hieß Betty, so erzählte sie, aber einen Familiennamen besaß das arme Mädchen nicht, hatte auch niemals Eltern gekannt. Seit ihrer frühesten Jugend war sie bei einer Pflegemutter in Süterboge gewesen, und diese hatte sie unter dem Namen Betty Winkler bei sich gehabt und gesagt, sie müsse den Namen Winkler nach ihrer Mutter führen. Aber Betty selbst hatte Gründe zu der Annahme, daß dies nicht wahr sei. Sie war zur Schule geschickt worden und hatte Unterricht in allerhand Gegenständen erhalten, welche für Töchter der höhern Stände geeignet sind, aber dabei hatte ihre Pflegemutter sie auch zu häuslichen Arbeiten angehalten, welche sonst nur dienenden Personen obliegen. Vor kurzer Zeit war diese Pflegemutter in große Aufregung geraten durch einen Brief, den sie erhalten hatte, und bald darauf waren ein Mann und eine Frau erschienen, welche ohne nähere Aufklärung mit Betty nach Berlin gereist waren. Sie aber, ganz im Ungewissen über ihr Schicksal und mißtrauisch gegen ihre verdächtigen Begleiter, sei darauf bedacht gewesen, deren Händen zu enttrinnen. Um das weitere sei sie dabei vorläufig nicht besorgt gewesen. Zu ihrer Pflegemutter wolle Betty unter keiner Bedingung zurückkehren, da diese stets lieblos gegen sie gewesen sei, ihr auch gewiß keinen sichern Aufenthalt mehr bieten könne. Sie denke daran, sich eine Stelle als Stütze der Hausfrau zu suchen, habe jedoch durchaus keine Legitimationspapiere, kein Geld und keine Kleidung außer derjenigen, welche sie auf dem Leibe trage.

Es ist wohl klar, so schloß die teilnehmende Frau des Malers, daß dies schöne Mädchen aus einer Verbindung stammt, welche sich mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, und daß ihre Eltern von ihr nicht gekannt sein wollen.

Aber was kann man thun, um ihr zu helfen? sagte Eduard. So ganz ohne Schutz in der Welt, was soll aus ihr werden? Ich habe daran gedacht, mit meiner Braut über sie zu reden. Sylvia ist ein äußerst gescheitertes Frauenzimmer und findet vielleicht guten Rat. Sylvia müßte ihr eine angenehme Stellung im Hause eines ihrer Verwandten verschaffen.

Die Frau des Malers lächelte.

Das ist wieder ganz der alte Frank, sagte sie, der unbesonnene Hitzkopf, der in der größten Harmlosigkeit die größten Thorheiten begeht. Ich hatte geglaubt, Sie wären klüger geworden, seitdem Sie verlobt sind.

Wie so denn? fragte Eduard verwundert.

Nun, nach dem, was Sie mir von Ihrer Braut erzählt haben, und nach dem, was ich sonst über deren Familie gehört habe, könnten Sie meiner Meinung nach gar nichts Unpassenderes thun, als dort als Beschützer einer schönen Waise aufzutreten. Aber Sie müssen die Verhältnisse ja besser kennen.

Beste Frau Lehmann, erwiderte Eduard, wenn ich heirate, will ich eine Gattin mein nennen, welche in jeder Beziehung völlig mit mir eins ist. Es soll auch nicht der Schatten eines Mißverständnisses zwischen uns austauschen können, sondern es soll eine solche Klarheit und Offenheit, ein solches Vertrauen unsern Bund heiligen, daß alles und jedes zwischen uns ausgesprochen werden kann, alles und jedes von meiner Frau und mir in einem und demselben Sinne aufgefaßt und durchgeführt wird.

Nun gut, sagte die Frau des Malers mit einem schelmischen Lächeln, wenn Sie es für klüger halten, so erzählen Sie Sylvia Ihr gestriges Abenteuer. Ich hatte mir für meine Person schon vorgenommen, ein gutes Werk an dem reizenden Kinde zu thun, aber wenn Sie meinen —

Eduard saß nachdenklich eine kleine Zeit lang da. Allerhand Gedanken zogen durch seinen Kopf, welche ihm nicht behaglich waren. Indem er sich des Gesprächs mit seiner Braut im Tiergarten, sowie mancher andern kleinen Züge erinnerte, erschien ihm selbst nunmehr die Idee, Sylvia zur Vertrauten in dieser zarten Angelegenheit zu machen, als unpraktisch. Daß dem aber so war, daß er sich wirklich sagen mußte, Sylvia könnte seine Handlung mißdeuten, gab ihm Anlaß zu einem unzufriedenen Sinnen, welches seiner Natur im Grunde widersprach.

Was dachten Sie denn zu thun? fragte er.

Sie setzte ihm auseinander, daß der Mann ihrer Schwester, Pfarrer zu Kürbisdorf, welche fünf Knaben zur Erziehung bei sich hätte, noch einer weiblichen Hilfe bedürfe, und daß sie Betty zu ihm zu schicken denke. Außerdem wollte sie mit Betty's Hilfe Nachforschungen in Süterbogn anstellen, um womöglich deren Herkunft zu erfahren und jedenfalls deren Papiere, Taufschein und dergleichen, zu erlangen.

Dieser Plan erschien auch Eduard nach einiger Überlegung gut, und man

kehrte in das Atelier zurück, um Betty die Sache vorzustellen und sie zu fragen, ob ihr solche Schritte recht seien.

Es kam Eduard jedoch, als er das liebliche Gesicht wieder vor sich sah, eine Verlegenheit bei dem Gedanken, er solle dies schöne Wesen fragen, ob sie zu einem Landpfarrer in die Gesellschaft von fünf unerzogenen Buben gehen wolle, und er machte sich vorläufig damit zu schaffen, daß er an die Staffelei trat und, nicht ohne Meid, die Malerei kritisirte. Seinem Gefühle nach wäre der äußere Glanz einer Prinzessin die rechte Hülle für so viel Grazie gewesen.

Du willst nur ein Porträt geben? sagte er.

Nur ein Porträt? fragte der Maler zurück. Das Porträt ist meiner Meinung nach der schwierigste Teil der Kunst.

Möglich, aber es ist doch zugleich auch der materiellste.

Inwiefern?

Weil du nur die Natur zu kopiren brauchst und der Gegenstand völlig gegeben ist.

Dann ist es zu verwundern, mein lieber Freund, entgegnete der Maler, warum es so äußerst wenig ausgezeichnete Porträtmaler giebt. Aber ich will dir sagen, es giebt drei verschiedene Arten von Porträts, abgesehen natürlich von solchem Schund, der gar nicht ähnlich ist. Die eine Art giebt ein Gesicht wieder, macht es aber häßlich. Die zweite Art giebt das Gesicht in seiner Natürlichkeit wieder, ohne etwas zu nehmen noch etwas hinzuzuthun. Die dritte Art giebt eine völlige Ähnlichkeit, aber fügt den Schimmer der Schönheit hinzu. Nur die letzte Art steht auf der Höhe, und solcher Künstler, die sich in ihr bemerklich machen, giebt es verzeifelt wenige. Außer Angely, Lenbach und Millais wüßte ich nicht viele zu nennen.

Ich sollte denken, warf seine Frau ein, das beste Bildnis wäre stets das ähnlichste, und es dürfte durchaus nicht verschönt werden, weil doch jede Verschönerung von der Wahrheit abweicht. Aber natürlich machen die Schmeichler das meiste Glück.

Da bist du ganz im Irrtum, mein Schatz. Ein guter Maler muß eine ganz häßliche Person so malen können, daß sie schön aussieht, während sie zugleich so gut getroffen ist, daß kein Mensch imstande ist, zu sagen, in welchem Zuge eine Abweichung von der Natur stattfindet. Das ist das Geheimnis der Kunst. Wenn es nicht um die Schönheit wäre, so könnte eben ein jeder malen.

Wie willst du das erklären? fragte seine Frau.

Erklären läßt es sich nicht, aber es ist so. Es muß ein gewisser Zauber im Kopfe des Malers sitzen, der ohne seine Absicht und ohne sein Wissen durch den Arm läuft und aus dem Pinsel hervorstömmt. Man nennt das Genie, und wer es nicht hat, der kann es auch nicht lernen.

Du hast ganz Recht, sagte Eduard nachdenklich. Es ist damit, wie mit jeder andern Kunst. Die Leute quälen sich ab, studiren und arbeiten, daß ihnen

der Schweiß von der Stirn läuft, und kommen nie ans Ziel, wenn sie nicht fühlen, was die Schönheit ist.

Du begreiffst nun, lieber Freund, sagte der Maler, weshalb ich so erpicht darauf bin, unsern Gast gegen alle Höflichkeit gleich in den ersten Stunden seiner nicht mehr schlafenden liebenswürdigen Anwesenheit zum Dienst der Mäusen zu pressen. Ich fühle mein Genie hier lebhaft unterstützt.

Freilich, sagte Eduard.

Er war einsilbig. Er zerbrach sich den Kopf über die Zukunft Betty's, war mit dem Plan der Frau Lehmann, je länger er ihn überlegte, desto unzufriedener, wußte aber keinen bessern. Die Gegenwart des jungen Mädchens, das mit großen, stillen Augen und mit lebhaftestem Anteil der Unterhaltung zuhörte und, wie es schien, den Ton von Eduards Stimme begierig einsog, wiegte ihn in ein süßes Wohlbehagen, worin ihm dritte Personen lästig erschienen, während ihn der Gedanke, daß der Genuß ihres Anblicks ein kurz bemessener und im Grunde verbotener sei, geradezu peinigte.

Indessen behielt doch die raube Wirklichkeit ihr Recht. Frau Lehmann sprach ihre Meinung über Betty's Zukunft aus, und diese ging mit dankbaren Worten und Blicken auf ihren Plan ein. So sollte denn noch an demselben Tage ein Brief nach Kürbisdorf abgehen, und man konnte, nach Frau Lehmanns Meinung, annehmen, daß Betty in wenig Tagen wohlgeborgen an ihrem neuen Aufenthaltort sein werde. Eduard hatte keinen Grund, sich noch länger aufzuhalten. Er empfahl sich. Auf Betty's Gesicht wechselten die Farben, als sie ihm zum Abschiede die Hand gab und ihm nochmals unter Thränen dankte. Er ging und ward von einem traumhaften Gefühl begleitet, welches ihn immer wieder mitleidig an das arme Mädchen mit dem Wunsche denken ließ, das Schicksal möge ihr von nun an günstiger sein als bisher. Als er an einem Konfektionsgeschäft vorüberkam, fiel ihm etwas ein, was er ihr zu Gefallen thun könnte. Sie war so ärmlich ausgestattet.

Er trat ein und ließ sich allerhand Kleider, Paletots, und was sonst zu einem weiblichen Anzuge gehört, vorzeigen. Nur mit Mühe fand er unter den jungen Mädchen des Geschäfts eine Figur, die seinem Augenmaß nach annähernd die schönen Verhältnisse seines Schüklings hatte, um ihm bei der Probe behilflich zu sein. Er konnte sich bei dieser Auswahl nicht enthalten, obwohl ihm sein Gewissen lebhaft Vorwürfe deswegen machte, sich in die Lage hineinzudenken, als suche er für ein weibliches Wesen aus, welches ganz sein eigen sei. Wenn die jungen Damen des kleiderfrohen Händlers vor ihm paradirten, trug seine ungehorsame Einbildungskraft die schönäugige sanfte Betty herbei und malte ihm ein Glück vor, an welches er doch nicht denken durfte — auch nicht denken wollte. Es bedurfte wiederholter Areden und Ermunterungen, um ihn aus einer Träumerei zu erwecken, in die er immer wieder versank.

Endlich, als der Verkäufer schon ungeduldig seiner Unschlüssigkeit zusah,

raffte er sich mit einem Gefühl des Anmuths über die eigene Schlechtigkeit auf, traf seine Wahl, bezahlte, ließ die Sachen an die Adresse seines Freundes Lehmann bringen und ging im Sturmschritt nach Hause, fest entschlossen, keinen Fuß wieder in die gefährlich gewordene Wohnung zu setzen und an Betty nicht mehr zu denken.

Als er aber vor dem Reißbrett saß, bekam der Stift in seiner Hand ein eigenes Leben. In der Ecke des Blattes, auf welchem eine perspektivische Zeichnung sich entwickelte, entstand eine weibliche Gestalt in griechischer Tracht, und Eduard warf errötend das Blei von sich, als er bemerkte, wie ähnlich diese Gestalt der schönen Waise Betty war.

Zehntes Kapitel.

An der Wurzel des Giftbaums.

Ein Glück, wie Götter es den Menschen
Als ihres künftigen Zornes Vorwand leihn.

Freiherr Simon von Lovendal feierte seinen siebenzigsten Geburtstag. Er war an diesem Tage nicht in das Geschäftshaus in die Stadt gefahren, sondern brachte den Morgen in seiner Villa zu, um dem Gewühl von Gratulanten zu entgehen, welches, wie er fürchtete, gar zu groß werden würde, wenn er sich im Mittelpunkt des Verkehrs aufhielt. Er hatte in der Stadt nur ein Buch zum Einschreiben auflegen lassen und dem ältesten Kommiss eine Summe von sechzigtausend Mark zur Verfügung gestellt, um sie mit weiser Beurteilung den Armen der Stadt und den Vorständen der wohlthätigen Anstalten zuzuwenden, sowie an diejenigen Gratulirenden zu verteilen, welche den festlichen Tag zum Vorwand einer Bitte um Unterstützung benutzen würden.

Gott hat mich reichlich gesegnet, sagte sich der alte Mann, als er mit einem dankbaren Blick auf die Fülle seiner Güter und die Zahl seiner Jahre diese Summe anwies. Und die Leute sollen sehen, was Simon Lovendal kann, fügte er im Stillen dieser frommen Betrachtung hinzu.

Es schwebte ihm im Geiste der Gott seiner Väter vor, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der starke Jehovah, der sein Volk aus Agypten geführt hatte in das Land, wo Milch und Honig fließt.

Der alte Lovendal saß in seinem Arbeitszimmer in der Villa, ähnlich einem Schuhu in einem vergoldeten Käfig. Denn das Zimmer war wohl gleich dem ganzen Gebäude ein Muster von Reichthum und Eleganz, er selbst aber war gar nicht schön. Das Gemach bildete eine Ecke des Hauses und hatte sechs Wände von schwarzem Marmor in Pavillonform. Vier Wände waren vom Sockel bis zur Decke hinauf bemalt, in der fünften befand sich die Thür in Pfosten von

gelbem Marmor, und in der sechsten war ein breites Fenster. Es waren Gemälde großer Künstler, welche die Wände bedeckten, vier prachtvolle Ansichten der schönsten Punkte der Erde. Das eine war eine Ansicht des Golfs von Neapel, das zweite zeigte Stockholm, das dritte das Goldene Horn und das vierte die Säulen des Memnon. Diese Bilder ersehten dem alten Bankier, wie er sagte, die Reisen nach den schönen Ländern, denn er liebte das Reisen nicht, schon nicht auf der Eisenbahn, wo so leicht ein Unglück passiren konnte, viel weniger auf dem Wasser. Wenn von einer Seereise die Rede war, pflegte der Freiherr die Worte des Porcius Cato zu zitiren, daß es nur drei Dinge gäbe, die er bereue, erstens wenn er jemals einem Weibe anvertraut habe, was er hätte geheim halten wollen, zweitens, wenn er einen Tag müßig verbracht habe, drittens, wenn er dahin zu Wasser gereist sei, wohin er zu Lande hätte kommen können. Behaglich fühlte er sich übrigens auch in diesem Zimmer nicht und überhaupt nicht in der Villa. Er war ein überaus fleißiger und geschäftiger Mann, eine elegante Umgebung stimmte ihn ärgerlich, weil sie Müßiggang vorsetzte, und nur in seinem Comptoir, zwischen den beiden Sprachrohren, die in die Geschäftsräume mündeten, und vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch fühlte er sich ganz wohl. Dort in dem alten, finstern Gemach, wo auch bei Tage im Hintergrund stets Licht brannte, war seine eigentliche Heimat. Da blitzten seine kleinen, klugen Augen von Energie und schlauer Berechnung, da fühlte er in seinen Händen, wenn er Depeschen absandte und empfing und Millionen über die halbe Erde rollen ließ, die volle Macht seiner Herrschaft.

Aber heute saß seine kleine runde Gestalt zwischen den Säulen des Memnon und dem Besuch in einem stilvoll für dies Gemach eigens gefertigten Lehnstuhl von grünem Maroquin mit Golddruck, seine Füße ruhten auf einem stilvoll für dies Gemach eigens gewebten Teppich, seine kleine runde Hand trommelte auf dem stilvollen Ebenholztisch, und er unterhielt sich angelegentlich mit seinem Sohne, der ihm überraschende Neuigkeiten mittheilte.

Amadeus gab ihm auf sein Verlangen den neuesten Bericht über den Prozeß gegen den türkischen Dolmetscher, welcher der Sängerin Molini ihr Halsband hatte entreißen wollen. Denn dieser Prozeß hatte ein besondres Interesse für das Haus Lovendal.

Die Nachforschungen, welche Amadeus, zuerst von einem Instinkt getrieben, dann von deutlichen Zeichen geführt, in der Angelegenheit des Halsbandes angestellt, hatten das Resultat ergeben, daß die Sängerin Molini eine geborne Lovendal sein müsse und zwar die Tochter des einzigen Bruders des alten Freiherrn. Der türkische Dolmetscher war nach seiner Angabe ein Prinz vom arabischen Stamme der Quiloas und hieß Saïd-Medjid. In einem Kriege, den sein Vater, von der arabischen Küste nach Zanzibar hinüberfahrend, gegen portugiesische Sklavenhändler geführt hatte, war seine Schwester gefangen genommen und nicht mehr aufzufinden gewesen. Da hatte sein Vater auf ein Gerücht hin, die Prinzessin

sei nach Cuba verkauft worden, ihm den Auftrag gegeben, sie dort zu suchen. Er hatte sich nun auf ein spanisches Schiff begeben, welches fünfhundert Schwarze von der afrikanischen Küste nach Cuba hatte führen sollen, und ein Gefolge von dreißig Leuten mitgenommen, deren größten Teil er als Lösegeld für seine Schwester zu geben gedachte. Auf der Rhede von Havana war ein Agent auf das Schiff gekommen, um sich die Sklaven zu betrachten und deren Verkauf an die Plantagenbesitzer zu vermitteln. Derselbe war mit dem Prinzen Saïd-Medjid in Verbindung getreten und hatte ihn veranlaßt, sammt seinem Gefolge ans Land zu gehen und bei ihm Wohnung zu nehmen, bis die Prinzessin gefunden wäre, welche nach Aussage des Agenten irgendwo auf der Insel sein mußte. Aber sobald der Araber mit seinen Leuten innerhalb der von hohen Mauern umgebenen Hacienda des Agenten angelangt war, hatte dieser durch List und Gewalt sie alle fesseln lassen und ihrer Waffen und Schmucksachen beraubt, auch mit den Buchstaben zeichnen lassen, welche seine eigenen Sklaven kenntlich machten, B und L, den Anfangsbuchstaben des Namens Benjamin Lovendal.

Als der junge Freiherr so weit in seiner Erzählung gekommen war, schwieg er in tiefer Bewegung, und der alte Mann stöhnte tief vor Kummer über die Schandthat seines Bruders.

Der Prinz Saïd-Medjid, so ging die Erzählung dann weiter, trug auf der Haut unter der Kleidung eine Kette von Korallen und Gold als Amulet. Als er nun an das Kohlenbecken geführt wurde, worin die eisernen Stempel glühten, und als man ihm sein seidenes Gewand abzog, da sah die Tochter Benjamin Lovendals, ein Kind von zehn Jahren, die Kette und sprang hinzu, um sie ihm wegzunehmen. In diesem Augenblicke riß der Araber sich los und stieß mit einem Dolche, den er verborgen gehalten, einen der Sklavenaufseher nieder. Aber er ward überwältigt, der Kette beraubt, gebunden und gepeitscht. Und darauf hatte das zehnjährige Mädchen mit eigenen Händen das glühende Eisen auf die Brust des Prinzen gedrückt. Dieses Mädchen, behauptete Saïd-Medjid, sei die Sängerin Chepa de Molini. Er sei durch die Kette aufmerksam gemacht worden, welche den Hals der Sängerin beim Souper des Allianzklubs schmückte, und er habe das Gesicht des Mädchens wieder erkannt, welches ihn gebrandmarkt habe.

Die fernere Erzählung bestätigte und erklärte dann diejenigen Thatsachen, welche Lovendals hinsichtlich des Schicksals der Verwandten auf Cuba bereits kannten. Sie hatten vor einer Reihe von Jahren die Nachricht erhalten, Benjamin sei mit seiner ganzen Familie als das Opfer eines Sklavenaufstandes gefallen. Jetzt ward offenbar, daß der an dem arabischen Prinzen begangene Verrat hierzu die Veranlassung gegeben hatte. Der Araber hatte, um sich zu befreien und zu rächen, eine Emeute angestiftet, bei der die Besitzung des Agenten in Flammen aufgegangen, dieser selbst mit seiner Frau und seinen Kindern unter den Messern der Schwarzen umgekommen war. Nur das böse Kind mit dem Halsband war,

wie Sard-Medjid erzählte, auf eine unbegreifliche und nur durch die Kraft des Amulets erklärliche Weise entkommen.

Als der junge Freiherr so weit in seinem Berichte vorgeschritten war, ward er durch das Eintreten eines stattlichen galonirten Bedienten unterbrochen, welcher Seine Excellenz den Fürsten Tschitschatschew, russischen Botschafter, anmeldete.

Der Banquier erhob sich und ging dem Fürsten entgegen. Er hatte einen etwas watschelnden Gang, denn er litt an der Sicht und hatte zudem das Bewußtsein, ein Mann wie er könne das Gewicht seines Körpers fallen lassen, wohin er wollte. Die Flügelthüren des Saales, welcher an das Arbeitszimmer stieß, wurden aufgerissen, und in der Mitte dieses von Gold schimmernden Gemaches begegneten sich der behaglich schmunzelnde Semit und der geschmeidige Tartar in zärtlicher Umarmung.

Der russische Botschafter war ein kleiner Mann mit dem Gesicht einer uralten Frau. Es war von unzähligen kleinen Falten durchkreuzt und von einer bläulichen Blässe, ganz bartlos und auch ohne Lippen, mit eingefallenen Wangen. Doch glänzten darin ein Paar schwarzer, sammtgleicher Augen von unglaublicher Größe und fremdartig anmutender Klugheit, die so sehr bemerklich waren, daß man nicht ganz ohne Grund hätte behaupten können, sein Gesicht sei nur Auge. Er war im Frack und trug auf seiner Brust eine ovale Dekoration von beinahe einem halben Fuß Höhe, das Porträt des Zaren in einer Einfassung von Diamanten.

Mit einer Vertraulichkeit, die den Augen des Fürsten einen Blitz ärgerlichen Widerwillens entlockte, packte der Bankier ihm auf den Rücken, faßte ihn unter den Arm, führte ihn unter schmeichelnder Rede in das Arbeitszimmer und drückte ihn auf einen Sitz, der Ansicht vom goldenen Horn gegenüber. Alsdann stellte der Fürst einen Herrn vor, der ihm stillschweigend gefolgt war, einen schönen schlanken Mann, Kollegien-Affessor und Kammerjunker Fürst Amuritsinski, und nahm aus dessen Händen ein Kästchen von rotem Leder.

Mein lieber Baron, sagte er, das Etui öffnend, Seine Majestät der Kaiser haben mir den angenehmen Auftrag gegeben, Ihnen dieses Band und diesen Stern zu überbringen, zugleich mit Allerhöchstdessen aufrichtigem Glückwunsch.

Unter diesen Worten hing er dem sich unaufhörlich verbeugenden Greise ein feuerrotes, eine Hand breites, gewässertes Band über die Schulter und heftete ihm einen Stern von der Größe eines kleinen Desserttellers auf die Brust. Dann schüttelten sich die beiden alten häßlichen Männchen herzlich die Hand und sahen einander mit schlaun Blicken an, beide in gleicher Weise westerfahren und klug, schön decorirt und bestrebt, einander zu überlisten. Der Fürst Amuritsinski und der junge Freiherr nahmen stehend und stumm Teil an der Zusammentkunft.

Der Botschafter nahm zuerst wieder das Wort und begann nach einigen höflichen Wendungen, die sich auf die Bedeutung des Tages bezogen, über die russischen Finanzen zu sprechen, deren Zustand er als höchst blühend darstellte.

Im übrigen, bemerkte er, sich selbst unterbrechend, sind Ihnen, lieber Baron, ja unsre Finanzen besser bekannt als uns selbst. Sie sehen, lieber Baron, so schloß der Fürst, wie außerordentlich zweckmäßig die neuesten Maßregeln unsres Ministers sind, und es wird Ihnen gewiß ein leichtes sein, eine neue Anleihe von fünfhundert Millionen Rubeln, welche sich im Laufe des Jahres nötig machen wird, durch ihr angesehenes Haus im Verein mit dem Stieglitzschen zu emittiren.

Der Bankier erhob sich.

Kommen Sie herein, kommen Sie herein, sagte er, den Fürsten unter den Arm fassend, Excellenz werden ein Glas echten Madeira nehmen. Es wächst nur noch wenig auf der Insel, aber ich und die Königin von England bekommen davon.

Der Fürst ließ sich von seinem Sitz in die Höhe ziehen und durch den Saal in ein drittes Gemach führen, in dem eine gedeckte Tafel stand und auf dem Büffet verschiedene Speisen unter silbernen Glocken auf silbernen Kohlenbecken dampften. Das Zimmer war ganz mit Cedernholz getäfelt, und von der Decke hingen goldene und silberne Früchte aus plastisch dargestellten Guirlanden herab.

Die Diener schoben den vier Herren schwere geschnitzte Stühle unter, und so ließen sie sich am Frühstückstische nieder. Der Botschafter warf seinem Begleiter einen Blick zu, welchen dieser lächelnd und achselzuckend erwiderte.

Sie werden sehen, sagte der Bankier, ich habe schon vorgearbeitet für die Anleihe. Sie wird gezeichnet werden beinahe vollständig in Deutschland. Ich habe lassen schreiben in den größten Zeitungen seit Monaten eine Reihe von Artikeln über die wirtschaftlichen Zustände Rußlands, und Sie werden sehen den Erfolg.

Der Fürst nickte höflich, spielte mit dem Caviar auf seinem goldenen Teller, trank ein Tröpfchen Madeira aus dem venetianischen Glase und ließ sich dann in eine Verhandlung über die Bedingungen ein, unter denen das Haus Lovendal das Geschäft übernehmen wollte.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft. Frei nach Guillemin von Professor Dr. Rudolf Schultze, Oberlehrer an der Kgl. Realschule zu Döbeln. Mit 410 Holzschnitten, 15 großen Abbildungen außerhalb des Textes und 3 Bunt-
druckarten. Leipzig, Paul Froberg, 1880.

Die Verwendung der physikalischen Kräfte in den Gewerben, oder mit andern Worten die physikalische Technik, hat in neuerer Zeit bedeutend an Umfang gewonnen, das Interesse des Publikums ist dadurch nach dieser Richtung von neuem